

wichtig sind hier auch Handlungserklärungen, wobei sich Handlungs- und Struktur- aspekt ergänzen. Außerdem ist die Reflexivität in Rechnung zu stellen, die einer der Gründe für die besondere Verantwortung des Sozialwissenschaftlers ist. Wie es sich mit Verursachung und Intentionalität in der Geschichte verhält, untersucht *R. Martin* in seinem englischen Beitrag. Zuerst wird das Standard-Schema intentionalistischer Erklärungen vorgelegt, sodann wird Whites Kausaltheorie diskutiert. Es komme darauf an, einen umfassenden Kausalbegriff für historische Erklärungen zu finden. Der Autor konstatiert drei Verursachungsmodelle und diskutiert abschließend Collingwoods Idee von der Rolle der Gedanken und Überzeugungen der historischen Akteure. Der letzte Beitrag von *L.-M. Alisch* befaßt sich mit technologischen Theorien. Nach einem kurzen philosophiegeschichtlichen Streifzug wird an J. St. Mills Logik der Praxis angeknüpft, um dann auf die heutige Problemlage zu sprechen zu kommen. Ausgehend von Ansätzen, die Stachowiak, Balzer, Sneed u. a. lieferten, entwickelt der Autor die verschiedenen Aspekte, die für eine technologische Theorie relevant sind.

Wie in jedem vorhergehenden Band schließen ein ausführliches Namens- und Sachverzeichnis sowie eine Kurzarstellung der verschiedenen Autoren den informativen Band ab. Zum Abschluß des Gesamtwerkes darf gesagt werden, daß mit den fünf Bänden eine äußerst vielseitige informative Darstellung der unterschiedlichsten Autoren und Themen vorliegt, die sich unter dem Titel „Pragmatik“ vereinigen lassen. Der Leser wird dieses Werk mit großem Gewinn konsultieren. Aber es ist doch zu fragen, ob der Begriff der Pragmatik nicht zu sehr ausgeweitet wird und so jede präzise Bedeutung zu verlieren droht. So wie es in bestimmten Kreisen der analytischen Philosophie die Tendenz gibt, möglichst vieles unter der eigenen Flagge segeln zu lassen, könnte auch hier die Gefahr bestehen, die Pragmatik dadurch hochzustilisieren, daß man alle wichtigen heutigen philosophischen Richtungen unter ihr vereinnahmt. H. SCHÖNDORF S. J.

RAPP, CHRISTOF, *Identität, Persistenz und Substantialität*. Untersuchung zum Verhältnis von sortalen Termen und Aristotelischer Substanz (Symposion 103). Freiburg/München: Alber 1995. 513 S.

Namen wie Peter Geach, Saul Kripke, Hilary Putnam, Peter Strawson und David Wiggins stehen für eine Renaissance des Aristotelischen Realismus in der angelsächsischen Philosophie der letzten vierzig Jahre; nach dem auf den Wiener Kreis zurückgehenden radikalen Nominalismus, für den hier Willard Van Orman Quine stehen mag, sind Begriffe wie Substanz, Essenz, Identität und Notwendigkeit in der sprachanalytischen Philosophie wieder hoffähig. R.s Arbeit ist den Autoren dieses neueren Aristotelismus ebenso wie Aristoteles selbst verpflichtet. Sie versteht sich aber nicht als philosophiehistorische, sondern als systematische Untersuchung. Dieser Anspruch ist voll gerechtfertigt; die Arbeit beeindruckt durch ihre Phänomennähe, die vor allem auf den zahlreichen dem Alltag entnommenen Beispielen beruht; durch die Klarheit der Sprache; durch die sich auf das Wesentliche beschränkenden Referate der kritisierten Positionen und nicht zuletzt durch die systematische Geschlossenheit.

Anliegen und Position der Arbeit innerhalb des gegenwärtigen Aristotelismus werden durch eine Kritik an der von Kripke und Putnam entwickelten „Neuen Referenztheorie“ skizziert. Beide Autoren wenden sich gegen die von Frege und Russell entwickelte Kennzeichnungstheorie, wodurch ein Eigenname (Kolumbus) sich mittels des Fregeschen Sinns, also einer Kennzeichnung (der Mann, der Amerika entdeckte) auf den mit ihm gemeinten Gegenstand bezieht. Dagegen haben nach Kripke Eigennamen gar keinen Sinn, sondern nur Referenz oder Bezug, der in einem Akt der Taufe durch einen hinweisenden Gestus gestiftet und dann über Generationen weiter überliefert wird; entsprechend sind die Terme zu verstehen, die natürliche Arten wie Gold oder Wasser bezeichnen; in beiden Fällen handelt es sich um „starre Designatoren“. R. spricht Kripkes Kritik an der klassischen Referenztheorie nicht jede Berechtigung ab, hält sie aber für zu radikal. Kripke betone zu Recht, daß der Bezug von Eigennamen nicht ausschließlich von Kennzeichnungen bestimmt wird; damit habe er jedoch nicht gezeigt, daß Eigennamen überhaupt keinen Sinn hätten; in keinem Fall könne ein Wort allein ohne ein mit ihm verbundenes minimales Wissen auf einen Gegenstand Bezug nehmen. Den wichtig-



sten Beitrag der Neuen Referenztheorie sieht R. in der Kritik des nominalistischen Dogmas, die Dinge der Außenwelt seien uns nur in der Form unserer sprachlichen Beschreibungen und Kennzeichnungen zugänglich. R.s zwischen der klassischen und der Neuen Referenztheorie vermittelnde These, welche der Intention des Aristoteles entsprechen will, lautet: Referenz ist ohne einfache Artbegriffe, die auf ein Individuum für die gesamte Dauer von dessen Existenz zutreffen, nicht möglich; in diesem Sinn haben, gegen Kripke, Eigennamen eine Intension. Diese Artbegriffe können ihre Bedeutung jedoch, und hier ist die Neue Referenztheorie im Recht, nicht durch eine bloße Konvention, sondern allein dadurch erhalten, daß wir wenigstens ein wirkliches Exemplar dieser Art vor uns haben. Die Artbegriffe geben das Aristotelische *eidos* wieder; R. vertritt also einen *realistischen* Konzeptualismus.

Ein zweiter Anknüpfungspunkt, bei dem es weniger um die Sache als um die Methode geht, ist Strawsons Unterscheidung zwischen deskriptiver und revisionärer Metaphysik. Deskriptive Metaphysik geht aus von der Art und Weise, wie wir uns im alltäglichen Sprechen auf Gegenstände beziehen, wogegen die revisionäre Metaphysik autoritativ neue Strukturen gegen die alltägliche Praxis einzuführen versucht. Die deskriptive Metaphysik zeigt, daß wir uns auf Entitäten beziehen, die einen Anfang und ein Ende in der Zeit haben und zwischen diesen beiden Punkten ihre Identität bewahren. R. zeigt, daß die Metaphysikkritik sich in erster Linie gegen Formen der revisionären Metaphysik richtet; folglich kann ihr entgehen, wer sich für den deskriptiven Ansatz entscheidet. R. möchte sich aber nicht auf die Untersuchung des tatsächlichen Wortgebrauchs beschränken. Er plädiert vielmehr, in Weiterführung der deskriptiven, für eine „kriteriologische“ Metaphysik, wie sie vor allem von Aristoteles entwickelt worden sei: Es komme darauf an, die im tatsächlichen Sprachgebrauch beobachteten Strukturen auf allgemeine Prinzipien und Kriterien zurückzuführen. Wenn das deskriptive Verfahren etwa feststelle, daß im normalen Sprachgebrauch die oben charakterisierten Entitäten als grundlegend betrachtet werden, dann sei es Aufgabe des Metaphysikers, diejenigen Kriterien zu finden, auf denen diese Bevorzugung beruht.

Mit Strawson teilt R. die deskriptive These, daß die Einzeldinge für das Begriffssystem unserer Alltagssprache grundlegend sind. Sein über die Deskription hinausführender Schritt besteht darin, daß diese Einzeldinge als erste Substanzen im Sinn der Aristotelischen Kategorienschrift verstanden werden müssen, d. h. als Individuen, von denen ein sortaler Term (Mensch, Pferd usw.: die Artbestimmung oder zweite Substanz der Kategorienschrift) ausgesagt werden kann. „Die verschiedenen Aspekte unseres Umgangs mit Einzeldingen“, so die These des Buches, „haben zur Voraussetzung, daß wir das gegebene Einzelding im Prinzip als ein Exemplar einer allgemeinen Art verstehen können“ (426). Diese Abhängigkeit der Einzeldinge von sortalen Termen wird für verschiedene Operationen gezeigt: Wo immer wir Gegenstände zählen, ist ein sortaler Term vorausgesetzt, unter den diese Gegenstände fallen. Wo immer wir von einem *einzelnen* Gegenstand sprechen, können wir auf einen sortalen Term schließen, unter den dieser Gegenstand fällt, weil nur sortale Terme über ein Individuationsprinzip verfügen, das uns sagt, was als ein einzelner Gegenstand zählt. Das Phänomen der Individualität ist nur im Hinblick auf sortale Terme bestimmbar; individuell „ist die Instanz eines sortalen Terms, die nicht selbst noch einmal instantiiert werden kann“ (426). Bei jeder Existenzaussage können wir fragen, was da existiert, und wir erhalten als Antwort in jedem Fall einen sortalen Term. Voraussetzung für jedes sinnvolle Identitätsurteil ist, daß wir den Ausdruck ‚der/die/dasselbe‘ durch einen sortalen Term ergänzen können. Ebenso ist jeder identifizierbare Gegenstand und jede identifizierende Bezugnahme auf einen Gegenstand auf einen sortalen Term zurückzuführen, der dieser Identifizierung zugrundeliegt. – Diese These der „Sortaldependenz“ wird für die verschiedenen hier genannten Operationen in detaillierten Analysen der normalen Sprache mit einer Vielzahl von Unterscheidungen und in kritischer Auseinandersetzung mit der einschlägigen philosophischen Literatur entwickelt.

Innerhalb des systematischen Aufbaus und der an Sachfragen orientierten Darlegung sind drei Abschnitte der Aristoteles-Interpretation und deren Kontroversen gewidmet. In „Aristoteles (I): Numerische Einheit und spezifische Identität“ (109–151) wendet R. sich zunächst gegen den Vorwurf, Aristoteles' analoge Behandlung von Einheit und



Identität beruhe auf einer Verwechslung; Aristoteles führe vielmehr Identität in der Regel auf eine der verschiedenen Formen der Einheit zurück. Im Mittelpunkt jeder Identitätsbehauptung stehe eine Art, die durch ein *ti en einai* bestimmt ist; verliere ein Gegenstand diese Bestimmtheit, könne er nicht mehr derselbe sein. Das numerisch Eine sehe Aristoteles als die konkrete und kontingente Instanz einer spezifischen Einheit an, wobei mit dem jeweiligen *eidos* – anders als bei anderen Universalien – schon bestimmt sei, was es heißt, eine einzelne Instanz dieser Einheit zu sein. „Aristoteles (II): Existenz und Klassifizierung“ (304–336) geht aus von einem Existenzbegriff, den R. vorher in der Auseinandersetzung mit Frege erarbeitet hat. Danach ist „existieren“ ein „Formwort“ oder „nicht reales Prädikat“. „Daß Fs existieren, heißt, daß einige Gegenstände des Bereichs G, der als Gattung von F einen Bereich von Gegenständen bestimmt, zu denen zu gehören eine notwendige Bedingung für die Existenz von Gegenständen der Art F ist, zu Recht als Fs klassifiziert werden können“ (304). Ein Beispiel: ‚Es gibt elektrisch betriebene Sportwagen‘ ist zu analysieren als ‚Einige Fahrzeuge (G) sind elektrisch betriebene Sportwagen (F)‘. Wenn wir mit den Untersuchungen von Charles Kahn davon ausgehen, daß in der Geschichte der griechischen Sprache der existentielle Gebrauch von *estin* aus dem kopulativen entstanden ist, dann war, so R., der dargestellte Zusammenhang von Existenzbehauptung mit der Prädizierung sortaler Terme eine für die Entwicklung der griechischen Ontologie selbstverständliche Voraussetzung. ‚Existieren‘ bedeute bei Aristoteles, daß eine an sich unbestimmte *hule* durch eine substantiale Bestimmtheit, das *eidos*, zu einem *tode ti* bestimmt ist. Diese Interpretation führt vor allem dann zur These von ‚existieren‘ als Formwort, wenn wir die Gattung als *hule* verstehen, denn dann ist der Artbegriff, von dessen Exemplaren die Existenz behauptet wird, auf die ihm gegenüber unbestimmte Gattung zu beziehen, „um von einigen unter diese Gattung fallenden Gegenständen den Artbegriff klassifizierend zu prädizieren“ (319). „Aristoteles (III): Kriterien der Substantialität“ (433–453) konstruiert eine durch die Sache bedingte Entwicklung des Substanzbegriffs von der Kategorienschrift, wo die Substantialität auf ein Subjekt als Erste und ein Prädikat als Zweite Substanz verteilt ist, zum Buch Zeta der *Metaphysik*, das die Substantialität dem *ti en einai* zuspricht: Das *ti en einai* sei das der Definition nach ausgesagte *eidos* der Kategorienschrift; es gebe folglich an, als was ein Gegenstand „an sich“ (*kath' hauto*) angesprochen wird. Die in der Aristoteles-Literatur diskutierte Frage, ob das *eidos* allgemein oder einzeln sei, löst R. durch die Unterscheidung zwischen dem klassifizierenden und dem individuierenden oder identifizierenden Gebrauch eines sortalen Terms: Im klassifizierenden Gebrauch diene der Term lediglich der qualitativen Bestimmung; dagegen beziehe er sich in der individuierenden und identifizierenden Verwendung auf das *eidos enon*, aus dem, zusammen mit dem dadurch Bestimmten, die konkrete Substanz bestehe.

Die Bedeutung von R.s Buch sehe ich darin, daß es, die Intentionen des Aristoteles und des späten Wittgenstein miteinander verbindend, in überzeugenden Analysen die der Alltagssprache zugrundeliegende Ontologie systematisch rekonstruiert.

F. RICKEN S. J.

HANDBOOK PHENOMENOLOGY AND COGNITIVE SCIENCE. Hgg. Elisabeth Baumgartner, Wilhelm Baumgartner, Bojan Borstner, Matjaz Potrč, John Shawe-Taylor, Elizabeth Valentine. Dettelbach: Röhl 1996. 390 S.

0. Dieses Buch überrascht seine Leser/innen in mehrfacher Weise. Zunächst durch einige Äußerlichkeiten: Gesetzt in augenfreundlichem Großdruck auf schwerem Papier in Atlantenformat, sind die Seiten nur jeweils auf der Innenseite mit Text bedruckt; die Außenseite enthält (neben allfälligen Abbildungen zum Text und viel Platz für Notizen) köstliche Cartoons von Edo Podreka, die sich neben ihrer zeichnerischen Brillanz auch durch großes sachliches Verständnis für den Text auszeichnen; unter den in wachsender Anzahl verfügbaren Philosophie-Comics gehören sie mit Sicherheit zu den besten. Irritierend wird für viele weiters sein, daß man über die Identität der 24 slowenischen, österreichischen, italienischen, deutschen und englischen Autor(inn)en nichts erfährt, außer daß es „students as well as teachers and researchers of all ages/stages“ seien (es handelt sich um einen Großteil der professionellen Philosoph[inn]en und ei-